

Eckart Conrad Lutz: *Spiritualis fornicatio. Heinrich Wittenwiler, seine Welt und sein "Ring"*. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1990. 505 S. mit 63 Abb. (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 32)

Eines der rätselhaftesten Werke der spätmittelalterlichen deutschen Literatur ist "Der Ring" des Heinrich Wittenwiler, der seit 1991 dem Publikum in einer wohlfeilen Reclam-Ausgabe von Horst Brunner zugänglich ist (mit Übersetzung). 1990 faßte Ortrun Riha "Die Forschung zu Heinrich Wittenwilers "Ring" 1851-1988" in ihrer Würzburger Dissertation bei Brunner zusammen (Würzburg 1990). Das ambitionierte Werk von Lutz stellt die bisher umfassendste Gesamtinterpretation des Textes dar.

Der "Ring" ist in einer einzigen Handschrift in Meiningen (Thüringen) überliefert, die nach dem Urteil von Karin Schneider aus paläographischen Gründen nur vom Ende des 14. Jahrhunderts bis etwa 1420 niedergeschrieben worden sein kann. Der Text selbst muß nach 1360 entstanden sein (Riha, S. 33) - alle weiteren Aussagen zur Datierung sind Hypothesen. Dies gilt insbesondere für den Vorschlag von Lutz: 1408/10. Auch über den Verfasser kann man "nichts wirklich Gesichertes sagen" (Riha, S. 19). Man wird jedoch davon ausgehen dürfen, daß es sich um den zwischen 1385 und 1397 nachweisbaren Konstanzer Advokaten Heinrich von Wittenwil handelt, von dem bislang - nicht zuletzt dank der eindringlichen Archivrecherchen von Lutz - genau fünf Lebenszeugnisse bekannt sind.

Nicht nur für Germanisten ist die Monographie von Bedeutung - auch der Historiker wird reichen Gewinn aus dem Versuch ziehen können, sozialgeschichtliche Studien zum Bodenseeraum mit Textinterpretationen zu verknüpfen. Im ersten Abschnitt erfährt man viel über die politischen Kräfte und Strukturen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, insbesondere über die Adelsippe Brandis "im Bannkreis Österreichs" und die Stellungnahme der Konstanzer Bischöfe zur Kirchenspaltung Avignon/Rom. Der zweite Abschnitt arbeitet akribisch die Lebenszeugnisse Wittenwilers auf. Weiteren Namensträgern Wittenwiler/von Wittenwil gilt der dritte Abschnitt. Die Bedrohung des Adels durch die Appenzeller Bauern wird im vierten Abschnitt thematisiert. Zurecht betont wird die "Angst" der adeligen und städtischen Führungsschichten vor den "geburen". Der letzte der historischen Abschnitte beschäftigt sich mit dem Konflikt zwischen Patriziern und Zünften in Konstanz. Im Mittelpunkt steht dabei der Weinhändler Heinrich Cristan und seine Umgebung. Als Quellengrundlage dienten vor allem die Archivalien über Konstanz im dortigen Stadtarchiv und im Generallandesarchiv Karlsruhe. Wer die oft doch eher flüchtige Arbeitsweise älterer und teilweise auch noch neuerer germanistischer Arbeiten kennt, wenn es um Befunde in historischen Quellen geht, wird der intensiven und sachkundigen Auseinandersetzung des Autors mit Archivalien und Ergebnissen der geschichtswissenschaftlichen Forschung Respekt und Anerkennung nicht versagen dürfen.

Literaturwissenschaftliche Interpretationen nehmen den zweiten Teil des Buches ein. Ich möchte bezweifeln, ob die Hypothese einer "allegorischen Struktur" des "Ring" sich in der Germanistik auf Dauer durchsetzen wird. Gleichwohl wird hier wichtiges und umfangreiches Material zu allegorischen Dichtungen des hohen und späten Mittelalters bereitgestellt, insbesondere auch zu illustrierten Sammelhandschriften mit allegorischer Thematik. Der 12. und letzte Abschnitt würdigt die Meiningener Handschrift und ihre Geschichte. Ausführliche Register und ein umfangreicher Abbildungsanhang beschließen das imponierende Werk, die Freiburger Habilitationsschrift des Autors.

Daß es sich um den wichtigsten Beitrag zum "Ring" seit langer Zeit handelt, steht außer Zweifel. Es stellt sich allerdings die Frage, ob nicht eine unkritische und ungeprüfte Übernahme der von Lutz aufgestellten Hypothesen der Erforschung des Textes, die durch die anregenden Beiträge von Lutz neuen Auftrieb erhalten hat, nicht mehr schadet als nützt. Beispielsweise sprechen sowohl Riha als auch Brunner davon, daß es Lutz gelungen sei, die im "Ring" auftretende Figur des "Haintzo mit der gaiss" mit dem Konstanzer Weinhändler Heinz Cristan zu identifizieren (Riha, S. 44; Brunner, S. 564). Davon kann überhaupt keine Rede sein - es handelt sich nicht mehr als eine vage Möglichkeit, die alles andere als bewiesen ist. Eine solche Gleichsetzung drängt sich bei der unbefangenen Lektüre des Textes nicht auf, sie ist vielmehr das Resultat einer bestimmten Gesamtinterpretation des Textes. Die überaus suggestive Mischung von Hypothesen über den historischen Hintergrund des Textes mit literaturwissenschaftlichen

Argumenten, die wiederum aus einer ganz bestimmten Lektüre des Textes resultieren, macht es schwer, den Eindruck, daß die Befunde häufig überinterpretiert werden, im Rahmen einer kurzen Rezension hinreichend konkret zu belegen.

Für die historischen Teile glaube ich das Urteil vertreten zu können, daß Lutz den allzu spröden Quellen in dem verständlichen Wunsch, sie in seine Gesamtinterpretation einordnen zu können, Aussagen abnötigt, die über das hinausgehen, was die Archivalien bei unvoreingenommener Auswertung preisgeben. Nicht zuletzt werden die fünf mehr oder minder belangvollen Lebenszeugnisse des Konstanzer Advokaten mit so viel exemplarischer Bedeutung beladen, daß man um die Fahrtüchtigkeit des Lutzschen Schiffs durch die Bodenseelandschaft um 1400 fürchten muß.

Lutz geht von einer einzigen Familie Wittenwiler aus und skizziert überaus eindrucksvoll ihre vermeintliche Sozialgeschichte. Kann es sich aber nicht genausogut um mehrere nicht notwendigerweise zusammenhängende Familien handeln, die aufgrund ihrer Herkunft aus Wittenwil so benannt wurden? Lutz spricht bei der Beschreibung der Meininger Handschrift von dem "Wappen der Familie Wittenwiler", einem Steinbock (S. 416). Merkwürdigerweise geht er bei den ausführlichen familiengeschichtlichen Darlegungen überhaupt nicht darauf ein, für welche Namensträger dieses Wappen (im Siegel) belegt ist, obwohl sich eine solche "Gegenprobe" einem methodenbewußten Historiker geradezu aufdrängen würde. Leider gilt für das ganze Buch, daß an die Stelle einer offenen Auseinandersetzung mit möglichen Gegenargumenten häufig eine rhetorische Darstellung tritt, die nur die eigene Interpretation als möglich oder in sich stimmig erscheinen läßt.

Lutz setzt eine allegorische Tiefenschicht der Textbedeutung an, die nur in einem kleinen eingeweihten Kreis verstanden werden konnte. Für ihn besteht die geniale Idee Wittenwilers darin, "den welthaltigen Bauernhochzeitsschwank als Grundlage für eine Synthese zu nutzen, die lateinische und volkssprachliche Traditionen, gelehrte Weltdeutung in philosophischem Rahmen und populäre Unterhaltung mit lehrhaftem moralisierendem Anspruch so vereinigte, daß sich die Fabel des Schwanks (und ihre lehrhaften Einschlüsse) und die anspruchsvolle allegorische Konzeption zwar einerseits fast vollständig zu durchdringen vermochten, andererseits aber - je nach Perspektive der Rezipienten - in verschiedene, in sich hinreichend konsistente Sinnebenen auflösten" (S. 438). Bleibt der tiefere Sinn des Textes somit weitgehend im Verborgenen und tritt er nur punktuell an die Oberfläche des Textes, so entzieht sich die Interpretation von Lutz, so schlüssig sie auch in sich sein mag, der empirischen Überprüfung. Viele Möglichkeiten ergeben zusammengenommen keine Evidenz - eine Indizienkette ist (anders als eine normale Kette) nur so stark wie ihr stärkstes Glied. Wenn Lutz Anspielungen auf Konstanzer Bürger um 1400 glaubt ausmachen zu können, so kann er sich nicht auf starke Argumente berufen. Hätte Wittenwiler "Haintzo mit der gaiss" etwa das richtige Wappen des angeblich mit dieser Figur verspotteten Cristan beigelegt und die von Lutz vermutete Anspielung auf den Namen des Konstanzer Weinhändlers (Vers 274 "Erst bin ich ze cristan worden") damit für uns überprüfbar gemacht, so ließe sich die Grundthese überaus subtiler Verweise, die Hinweise und Verschleierung zugleich seien (S. 345), nicht aufrechterhalten. Die von Lutz vorgelegte Interpretation ist demnach - zumindest partiell - nicht falsifizierbar. Wie aber soll man eine Entscheidung zwischen mehreren denkbaren Interpretationen treffen, die in sich stimmig, aber nicht am Text überprüfbar sind?

Hans-Georg Gadamer hat mit Blick auf Carl Schmitts Hamlet-Deutung bemerkt, Schmitt unterschätze die Schwierigkeiten, den Zeitbezügen eines Kunstwerks nachzuforschen: "Er glaubt, den Bruch im Spiel erkennen zu können, durch dessen Riß die zeitgenössische Wirklichkeit hindurchscheine und die die zeitgenössische Funktion des Werkes erkennen lasse. Dieses Verfahren ist voller methodischer Haken, wie uns etwa das Beispiel der Plato-Forschung gelehrt hat" (Gesammelte Werke Bd. 2, Tübingen 1986, S. 379). Es wäre erfreulich, wenn nicht nur die germanistische, sondern auch die landesgeschichtliche Forschung die von Lutz vorgelegte Monographie und ihre methodische Problematik zum Anlaß nähme, der Frage nach den "Wirklichkeitsbezügen" mittelalterlicher Literatur verstärkt nachzugehen und damit in eine interdisziplinäre Diskussion über das, wie ich glaube, nach wie vor nicht überholte Konzept einer "Sozialgeschichte der Literatur" einzutreten.

Klaus Graf

Druckfassung erschienen in: *Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte* 29 (1993), S. 208-210

(verändert)
